



**Voltaire :**

## ***Das Erdbeben von Lissabon***

**oder:**

**Prüfung des Satzes: „*Alles ist gut*“**

Unsel´ge Menschheit! Welt des Jammers! Erdenhölle!  
Jedweden Drangsals grauser Sammelplatz!  
Unnützer Schmerzen nie versiegte Quelle!  
– Betrog´ne Weise! voll von eurem Satz,  
Daß Alles gut ist, eilt herbei, betrachtet  
Die Schrecken der Vernichtung hier,  
Die Trümmerwelt, von Schutt und Qualm umnachtet.  
Seht ihr der Weiber Todesnoth? Seht hier  
Hoch aufgetürmt der Kinder blut´ge Leichen  
Und rings, so weit die Augen reichen,  
Von eingestürzter Marmorwand bedeckt,  
Zerstreute Menschenglieder hingestreckt?  
Die hundertausend Elenden, die lebend  
Der Boden dort verschlingt, die blutig und zerfetzt  
Und zuckend noch, in Todesqual erbebend,  
Von ihrer Häuser Wucht zerschmettert, jetzt  
Den Jammer ihrer Tage enden,  
Den keine Hülfe rettend mochte werden?  
Hört ihr das Todesröcheln, das Geschrei  
Der Sterbenden? Vermögt ihr ohne Grauen  
Den Dampf verkohlter Leichen dort zu schauen?  
Und lehrt ihr kalt und ruhig noch dabei,  
Daß ewige Gesetze den Allmächt´gen zwingen,  
Des freien, guten Gottes Wahl bedingen?  
Könnt ihr den Haufen jener Opfer sehn  
Und habt ihr noch den Muth, zu sprechen:  
„Gott rächte sich; ihr Tod ist Lohn für ihr Verbrechen?“  
Ha! welche Unthat, welch Vergehn  
Ward von den zarten Kindern wohl begangen,  
Die blutend und zerquetscht am Mutterbusen hangen?

War Lissabon, das nicht mehr steht,  
Im Pfuhl der Laster tiefer wohl versunken,  
Als London, als Paris, wo wollusttrunken,  
Indeß die Tajostadt zu Grunde geht,  
Bakchantisch Groß und Klein in üpp'gen Tanz sich dreht?  
Ihr ruhig Schauenden, ihr unverzagten Geister,  
Leicht bleibt ihr eurer Sinne Meister  
Bei eurer Brüder Qual und Tod.  
Kaltblütig forscht ihr nach des Unheils Gründen;  
Doch wenn aus des Verderbens Schlünden  
Euch selbst das finstre Schicksal droht,  
Dann lernt ihr menschlicher empfinden,  
Gleich uns entpreßt euch Thränen eure Noth.  
O! glaubt mir: wenn der Erde Tiefe gähnen,  
Wenn sich der Abgründ öffnet, ist gerecht  
Mein Weheruf, sind schuldlos meine Thränen.  
Vergönnt die Klage dem unseligen Geschlecht,  
Umgeben rings von des Geschickes Tücken,  
Erliegend vor der Bösen Frevelmuth,  
Gefangen in des Todes Stricken,  
Erzitternd vor der Elemente Wuth,  
O ihr, verurtheilt, gleiches Weh zu tragen,  
Mißgönnt uns nicht den Armen Trost, zu klagen!  
„Nur Hochmuth, widerspenst'ger Stolz allein  
Kann,“ sprecht ihr, „zu behaupten wagen,  
Ein Uebel sei'n des Erdenlebens Plagen,  
Das Loos der Menschheit könnte besser sein.“  
Geht hin und forschet nach am Tajostrande,  
Durchwühlt die wüsten blut'gen Trümmer dort,  
Die armen Opfer fragt an jenem Schreckensort,  
Ob's Hochmuth ist, der an des Abgrund Rande  
Verzweifelnd fleht: „O Himmel! steh' uns bei!  
O, löse gnädig unsres Elends Bande!  
Erhört der Menschheit lautes Wehgeschrei!“

Ihr lehrt, das Alles gut, – nothwendig sei.  
Wie! hätt' es um das ganze Weltall schlimmer  
Gestanden ohne diesen Höllenschlund  
Und ohne daß die Weltstadt sank in Trümmer?  
Wißt ihr so sicher, daß der ew'ge Grund  
Des All's, daß er, der Alles thut, dem Alles kund,  
Der Alles schuf für seine eignen Zwecke,  
Nicht hindern konnte, daß der Erde Brand uns schrecke,

Daß unter diesem jammervollen Himmelsstrich,  
Wohin er uns gebannt, Vulkane sich  
Entzünden unter unsern Schritten?  
Beschränkt ihr also seine höchste Macht?  
Wird ihm der Gnade hehres Recht bestritten?  
Der Ew'ge, der den Plan der Welt erdacht  
Und ausgeführt, hat er in seinen Händen  
Zahllose Mittel nicht, was nur sein Wink vollbracht,  
Dem ew'gen Zweck zu wenden?  
In Demuth, ohne wider meinen Herrn  
Zu murren, wünscht' ich, sein Gebot entzünde  
In Wüsten, von der Menschen Städte fern  
Die unterird'schen Flammenschlünde.  
Den Höchsten bet' ich an, doch lieb' ich seine Welt.  
Wenn meines Kummers heiße Thräne fällt  
Um meiner Brüder Qual und Plage,  
Erzeugt nicht Stolz, nein Mitleid meine Klage.

Sagt, würden wohl auf jenem Unglücksstrand  
Die Fluchbelasteten an der Verzweiflung Rand  
Trost schöpfen aus den weisen Worten:  
„Fallt ruhig, klagt nicht an des Todes Pforten!  
Zum Heil des großen Ganzen sinkt zerstört  
Eu'r Obdach hin, eu'r heimatlicher Heerd.  
Durch andre Hände neu erstehen  
Einst die Paläste, die jetzt krachend untergehen;  
In euern Mauern, die zertrümmert dort  
Jetzt ragen, werden nachgeborene Geschlechter  
Bald hausen; schon bereichert sich der Nord  
Mit dem, was ihr durch weise Schickung jetzt verlor.  
Auf! tröstet euch! Erwägt nur, daß, je schlechter  
Es euch ergeht, das All, die ganze große Welt  
Um so viel besser ist bestellt!  
Glaubt nur, daß Gott euch nicht geringer achtet,  
Euch gleiche Lieb' und Huld gewährt,  
Wie jenen Würmern, die einst euer Leib ernährt,  
Wenn Grabesdunkel euch umnachtet.“  
Wer so zu Unglückssöhnen spricht, verachtet  
Der Menschlichkeit Gesetz, trägt in der Brust kein Herz.  
Grausame! häuft nicht Hohn auf meinen Schmerz!

Nein, haltet nicht der tiefbewegten Seele  
Mehr jene ewigen Gesetze vor,

Nicht der Nothwendigkeit unwandelbare  
Beschlüsse! Redet nicht von jener Kette,  
Die Körper, Geister, Welten eng verknüpft.  
Tiefsinnige Hirngespinnste! Träumereien  
Der Ueberweisen! Der Allmächtige hält  
In seiner Hand die Kette, ohne selbst  
Doch ihrem Zwange unterthan zu sein;  
Durch seine segensreiche Wahl bedingt  
Ist Alles, was geschieht; er selbst ist frei,  
Er ist gerecht, er ist nicht unversöhnlich.  
Wie ist's denn aber möglich, daß wir leiden?  
Wie läßt des Herrn Gerechtigkeit es zu?  
Das ist der Knoten, den's zu lösen gilt!  
Denkt etwa unsre Uebel ihr zu bannen,  
Indem ihr kühn sie wegzuleugnen wagt?  
Die Völker alle unter Gottes Hand  
Erzitternd, forschten nach des Bösen Ursprung,  
Des Bösen, dessen Dasein ihr verneint.  
Wenn jenes ewige Gesetz, dem sich  
Die Elemente fügen, durch des Sturmes  
Gewalt Felsblöcke in den Abgrund schmettert;  
Wenn dichtbelaubte Eichen blitzgetroffen  
In jäher Gluth auflodern, läßt sich fühllos  
Der Schläge Wucht, die grimmig sie zermalmt.  
Ich aber lebe, fühle – mein gepreßtes Herz  
Fleht Hülfe von dem Gott, der es erschaffen.

Wir, des Allmächtigen Kinder, doch im Elend  
Geboren, strecken flehend unsre Hände  
Zu ihm empor, der unser Aller Vater.  
Zum Töpfer freilich spricht nicht das Gefäß:  
„Warum bin ich so klein und so zerbrechlich?  
Warum doch aus so groben Stoff geformt?“  
Ihm ist nicht Rede, noch Begriff verliehen.  
Die Urne, die, im Werden noch, zerschmettert  
Zu Boden fällt, empfing ja aus den Händen  
Des Töpfers kein empfindend Herz voll Sehnsucht  
Nach dem Gefühl des Wohlseins, und erschauernd  
Vor jedem Ungemach. – „Dies Unglück,“ spricht ihr,  
„Begründet eines andern Wesens Wohl.“  
Mein blutiger Leichnam ist des Daseins Quelle  
Für eine Unzahl lebender Geschöpfe.  
Ein schöner Trost fürwahr, wenn allen Uebeln,

Die ich erduldet, der Tod nun endlich  
Die Krone aufgesetzt: ein schöner Trost,  
Von Würmern dann zum Schluß verspeist zu werden!  
Trübsel´ge Rechenmeister unsres Elends!  
Verschont mich – geht mit eurem leid´gen Trost!  
Ihr schärft mein Weh nur, und ich seh´ in euch  
Nichts als des stolzen Unglücks eitles Streben,  
Sich mit des Glückes Trugbild zu umgeben.

Ich freilich bin ein schwacher kleiner Theil nur  
Des großen All´s; die ganze Thierwelt aber,  
Die auch zum Leben doch verurtheilt ward,  
Die fühlenden Geschöpfe insgesamt,  
Die unterm nämlichen Gesetz geboren,  
Zu Qual und Tod sind sie gleich mir erkoren.

Voll wilder Gier labt der gefräß´ge Geier  
Sich an der Beute, die in seinen Krallen  
Wehrlos verblutet; ihm scheint alles gut;  
Doch über Kurzem trifft ihn selbst die Reihe;  
Mit scharfem Schnabel packt ein Adler ihn.  
Den stolzen Aar ereilt alsbald des Menschen  
Todbringendes Geschoß. Der aber endet  
In Staub gebettet auf dem Feld des Mars,  
Mit Blut bedeckt, von Hieben, Stichen, Kugeln  
Zerfetzt, auf einem Haufen Sterbender,  
Der Kräh´n und Raben grauenvolle Atzung.  
So ist denn Noth und Jammer unabwendbar  
Das Loos jedweden Gliedes in der Kette  
Der Wesen dieser Welt. Zur Qual geboren  
Sind alle, und als Opfer einem andern  
Zu fallen ist den meisten vorbehalten.  
Und in so unheilvollem Chaos wollt  
Ihr aus dem Elend eines Einzelwesens  
Das allgemeine Glück zusammensetzen!  
Ein herrlich Glück! – O, Menschen! o du, des Staubes  
Elender, schwacher Sohn! du rufst den Satz,  
Das Alles gut, mit Tönen, die von Thränen  
Erstickt sind, in die Welt, und diese Welt  
Sie straft dich lügen; ja, dein eignes Herz  
Hat hundertmal den Irrthum widerlegt,  
Den gern dein Geist sich selbst betrügen hegt.

In Krieg lebt Alles – Elemente, Thiere  
Und gar die Menschen erst. Gestehn wir´s frei:  
Das Uebel ist auf Erden, nun und immer  
Ob uns sein Urgrund schon verborgen blieb.  
Kann von dem Schöpfer alles Guten uns  
Das Böse kommen? Ist´s der finstre Typhon,  
Der Wüthrich Arimanes, dessen Wille  
Tnyrannisch uns zum Leidenskelch verdammt?  
Mein Geist verwirft empört die Ungeheuer,  
Die zitternd einst die Welt als Götter ehrte.

Wie aber kann ich einen Gott begreifen,  
Die Güte selbst, der seine Kinder liebt,  
Der sie verschwenderisch mit allem Guten  
Begabt und doch sogleich mit vollen Händen  
Die Fluth des Bösen über sie ergießt?  
Vermag ein sterblich Auge je die Tiefen  
Der Zwecke des Allweisen zu ergründen?  
Von ihm, dem unvollkommenen Wesen kann  
Das Böse nimmer stammen; und ein Andrer  
Kann´s auch in´s Dasein nicht gerufen haben,  
Da neben Gott kein andrer Herrscher thront.  
Gleichwohl ist´s da. – Trostlose Wahrheiten!  
Betäubend Labyrinth von Widersprüchen!  
Ein Gott kam selbst, um unser jammervolles  
Geschlecht zu trösten, auf die Erde ließ  
Er sich herab und hat sie nicht verwandelt!  
Anmaßungsvoll versichert ein Sophist,  
Er hab es nicht gekonnt. – Er konnt´ es, spricht  
Ein Andrer, doch er wollt´ es nicht! Einst will  
Er´s ohne Zweifel auch. – Und während man  
Noch Schlüsse dreht, bricht jählings aus dem Boden  
Ein Feuerstrom, stürzt Lissabon zusammen;  
Umhergeschleudert sieht man weit die Trümmer  
Von dreißig Städten, und vom Tajostrand  
Bis Cadix strahlt es roth von Blut und Brand.

Entweder ward die Schuld mit uns geboren  
Und Gott bestraft des Menschen Gattung; oder  
Er selbst, der unumschränkte Herr des Seins  
So wie des Raumes folgt, vom Zorn wie  
Vom Mitleid unbewegt, gleichgültig, ruhig  
Der ew´gen Zuge seines ersten Willens;

Oder im Aufruhr wider seinen Herrn  
Und Meister trägt der ungeformte Stoff  
In seinem Schooße Mängel, die gleich ihm  
Nothwendig waren; oder Gott will endlich  
Uns prüfen, und der Aufenthalt auf Erden  
Ist nur ein enger Durchgang auf dem Wege  
In eine ew'ge Welt. Vorübergehend  
Ist jeder Schmerz, der uns hienieden quält,  
Der Tod ein Gut, das unser Elend endet.  
Doch wenn wir einst den grausen Zwischenort  
Verlassen, wer wohl von uns allen wagt  
Dann zu behaupten, durch sein Thun auf Erden  
Hab' er verdient, jetzt glücklicher zu werden?

Zu welchem Glauben wir uns wenden mögen,  
Der eine wie der andre macht uns schauern.  
Nichts, das wir kennen, giebt es, nichts, was wir  
Nicht fürchten. Die Natur ist stumm, vergebens  
Befragt man sie: der Lehre eines Gottes  
Bedarf der Sterblichen Geschlecht, um endlich  
Zur rechten Kunde zu gelangen. Gott  
Und keinem andern steht es zu, sein Werk  
Zu deuten; er allein vermag den Schwachen  
Zu trösten und Weisen zu erleuchten.  
Dem Zweifel und dem Irrthum preisgegeben,  
Sucht ohne ihn der Mensch umsonst sein Rohr,  
Das, ob auch schwankend, ihm als Stütze diene.  
Auch Leibniz zeigt mir nicht die unsichtbaren  
Verknüpfungen, wodurch in dieser Welt,  
Der bestgeordneten von allen, die  
Er sich als möglich denken kann, die größte  
Unordnung ewig herrscht, ein wahres Chaos  
Von Elend, das mit wen'gen eiteln Freuden  
Der wahrsten Schmerzen Unzahl grausam mischt.  
Er sagt mir nicht, warum dasselbe Uebel  
Den Guten wie den Schuldbelasteten  
Gleich unabwendbar trifft. Nicht minder dunkel  
Ist mir, wie alles in der Welt beschaffen  
Sein müßt', um gut zu heißen. Ach! ich gleiche  
Den Meistern aller Weisheit: ich weiß nichts!

Einst war, wie Platon uns erzählt, der Mensch  
Geflügelt und sein Körper undurchdringlich

Für Alles, was ihm Unheil bringen könnte;  
Nicht Schmerz, noch Tod vermochten ihm zu nahen.  
Wie weit, ach! wie unendlich weit ist er  
Doch jetzt von solcher Herrlichkeit entfernt!  
Am Boden haften duldet er und stirbt.  
Was da geboren wird, geht unter; die Natur  
Ist der Zerstörung Reich. Wie kann dies schwache  
Gerüst von Sehnen und Gebein dem Einfluß  
Der Elemente dauernd widerstehen!  
Wie sollte dies Gemisch von Säften, Blut  
Und Staub, weil ´s eine Mischung ist, nicht endlich  
Der Auflösung auch unterworfen sein!  
Wie dieser zarten Nerven Reizbarkeit  
Dem Schmerz, der Krankheit nicht, des Todes Dienern!  
Das alles lehrt mich die Natur. Ich höre  
Nicht mehr auf Platon, Epikur verwerf´ ich.  
Mehr, als die Andern alle, weiß noch Bayle  
Davon; bei ihm will ich mich Raths erholen.  
Die Waag´ in Händen lehrt er mich die Kunst  
Des Zweifels. Weis´ und groß genug, um kein  
System zu gründen, stieß er alle um,  
Und selber sich bekämpfend ähnelt er  
Dem blinden Riesen, der, in der Philister  
Gewalt, mit starker Hand des Hauses Säulen  
Umstoßend unter seiner Trümmer Wucht  
Mit seinen Feinden selbst den Tod gesucht.

Was denn vermag des Geistes weitster Umfang,  
Sein höchster Flug? – Ach! nichts. Des Schicksals Buch  
Bleibt unserm Blick verschlossen. Stets sich selbst  
Ein Fremdling, konnte der Mensch den Menschen nicht.  
Sagt mir: wer bin ich? wo? wohin? woher?  
Atome sind wir, Pünktchen nur, mit Qual  
Belastet, an ein Häufchen Koth gebannt;  
Atome, die der Tod verschlingt, womit  
Der Zufall spielt, doch denkende Atome,  
Doch Pünktchen, deren Augen vom Gedanken  
Regiert, des Himmels ferne Räume messen.  
Bis in die Tiefen der Unendlichkeit  
Vermag der Geist sich kühn hinauszuschwingen:  
Uns selbst zu kennen wird uns nie gelingen.

Sagt, wimmelt diese Welt des Stolzes und  
Des Irrthums Schauplatz nicht von Unglückssöhnen,  
Die nur vom Glücke reden? Alles jagt  
Dem Glücke nach und Alles seufzt und jammert.  
Wie keiner Lust zum Sterben hat, so möchte  
Doch keiner noch einmal geboren werden.  
Wohl trocknet, während unsre meisten Tage  
Dem Schmerz gewidmet sind, auf Augenblicke  
Die sanfte Hand der Freude unsre Thränen;  
Doch sie enteilt dem flücht´gen Schatten gleich.  
Verdruß und Gram und Reue sonder Ende,  
Verluste sonder Zahl sind unser Loos.  
Nur unsern Kummer weckt das Angedenken  
An das Vergang´ne, und die Gegenwart  
Ist schauervoll, wenn´s keine Zukunft giebt,  
Wenn Grabesnacht, was in uns denkt, zerstört.  
Dereinst wird Alles gut, das hoffen wir;  
Doch Täuschung ist´s, daß jetzt schon Alles gut sei.  
Die Weisen haben sich und mich betrogen  
Und Gott allein hat Recht. In meinen Seufzern  
Voll Demuth, in mein Leid, wie sich´s geziemt,  
Mich still ergebend, bis ich weit entfernt,  
Mich gegen Gottes Rathschluß aufzulehnen.  
Einst sang ich wohl in minder düstrer Weise  
Der süßen Wollust lockende Gewalt.  
Ach! andre Zeiten, andre Sitten! – Jetzt,  
Nachdem das Alter besser mich belehrt,  
Theil´ ich die Schwäche der verirrtten Menschen.  
In dichter Finsternis such´ ich nach Licht,  
Ich fühle, dulde, aber murre nicht.

Zu Gott, den er im Staub verehrte, sprach  
Einst ein Kalif in seiner letzten Stunde  
Als einziges Gebet die frommen Worte:  
„Ich bringe dir, allein´ger höchster Herrscher,  
Dir, einzig unbeschränktes Wesen, Alles,  
Was du entbehrst in Deiner Herrlichkeit  
Und nur uns Erdenwürmern wolltest gönnen:  
Schuld, Reue, Elend und Unwissenheit.“  
– Doch hätt´ er auch die Hoffnung nennen können.

*Voltaire's Werke in zeitgemäßer Auswahl. 12 Theile in drei Bänden, Deutsch von A. Elissen, Leipzig 1844 - 1845 (Wigand ). Band 1.1: Das Erdbeben von Lisabonne [Desastre de Lisbonne] S.204.*

Voltaire:  
*Poème sur le désastre de Lisbonne*  
1756

O malheureux mortels ! ô terre déplorable !  
O de tous les mortels assemblage effroyable !  
D'inutiles douleurs, éternel entretien !  
Philosophes trompés qui criez : « Tout est bien » ;  
Accourez, contemplez ces ruines affreuses,  
Ces débris, ces lambeaux, ces cendres malheureuses,  
Ces femmes, ces enfants l'un sur l'autre entassés,  
Sous ces marbres rompus ces membres dispersés ;  
Cent mille infortunés que la terre dévore,  
Qui, sanglants, déchirés, et palpitants encore,  
Enterrés sous leurs toits, terminent sans secours  
Dans l'horreur des tourments leurs lamentables jours !  
Aux cris demi-formés de leurs voix expirantes,  
Au spectacle effrayant de leurs cendres fumantes,  
Direz-vous : « C'est l'effet des éternelles lois  
Qui d'un Dieu libre et bon nécessitent le choix ? »  
Direz-vous, en voyant cet amas de victimes :  
« Dieu s'est vengé, leur mort est le prix de leurs crimes ? »  
Quel crime, quelle faute ont commis ces enfants  
Sur le sein maternel écrasés et sanglants ?  
Lisbonne, qui n'est plus, eut-elle plus de vices  
Que Londres, que Paris, plongés dans les délices :  
Lisbonne est abîmée, et l'on danse a Paris.  
Tranquilles spectateurs, intrépides esprits,  
De vos frères mourants contemplant les naufrages,  
Vous recherchez en paix les causes des orages :  
Mais du sort ennemi quand vous sentez les coups,  
Devenus plus humains, vous pleurez comme nous.  
Croyez-moi, quand la terre entr'ouvre ses abîmes,  
Ma plainte est innocente et mes cris légitimes.  
Partout environnés des cruautés du sort,  
Des fureurs des méchants, des pièges de la mort,  
De tous les éléments éprouvant les atteintes,

Compagnons de nos maux, permettez-nous les plaintes.  
 C'est l'orgueil, dites-vous, l'orgueil séditieux,  
 Qui prétend qu'étant mal, nous pouvions être mieux.  
 Allez interroger les rivages du Tage ;  
 Fouillez dans les débris de ce sanglant ravage ;  
 Demandez aux mourants, dans ce séjour d'effroi,  
 Si c'est l'orgueil qui crie : « O ciel, secourez-moi !  
 O ciel, ayez pitié de l'humaine misère ! »  
 « Tout est bien, dites-vous, et tout est nécessaire. »  
 Quoi ! l'univers entier, sans ce gouffre infernal,  
 Sans engloutir Lisbonne, eût-il été plus mal ?  
 Êtes-vous assurés que la cause éternelle  
 Qui fait tout, qui sait tout, qui créa tout pour elle,  
 Ne pouvait nous jeter dans ces tristes climats  
 Sans former des volcans allumés sous nos pas ?  
 Borneriez-vous ainsi la suprême puissance ?  
 Lui défendriez-vous d'exercer sa clémence ?  
 L'éternel artisan n'a-t-il pas dans ses mains  
 Des moyens infinis tout prêts pour ses desseins ?  
 Je désire humblement, sans offenser mon maître,  
 Que ce gouffre enflammé de soufre et de salpêtre  
 Eût allumé ses feux dans le fond des déserts.  
 Je respecte mon Dieu, mais j'aime l'univers.  
 Quand l'homme ose gémir d'un fléau si terrible,  
 Il n'est point orgueilleux, hélas ! il est sensible.  
 Les tristes habitants de ces bords désolés  
 Dans l'horreur des tourments seraient-ils consolés  
 Si quelqu'un leur disait : « Tombez, mourez tranquilles ;  
 Pour le bonheur du monde on détruit vos asiles ;  
 D'autres mains vont bâtir vos palais embrasés,  
 D'autres peuples naîtront dans vos murs écrasés ;  
 Le Nord va s'enrichir de vos pertes fatales ;  
 Tous vos maux sont un bien dans les lois générales ;  
 Dieu vous voit du même oeil que les vils vermisseaux  
 Dont vous serez la proie au fond de vos tombeaux ? »  
 A des infortunés quel horrible langage !  
 Cruels, à mes douleurs n'ajoutez point l'outrage.  
 Non, ne présentez plus à mon cœur agité  
 Ces immuables lois de la nécessité,  
 Cette chaîne des corps, des esprits, et des mondes.  
 O rêves des savants ! ô chimères profondes !  
 Dieu tient en main la chaîne, et n'est point enchaîné ;  
 Par son choix bienfaisant tout est déterminé :  
 Il est libre, il est juste, il n'est point implacable.  
 Pourquoi donc souffrons-nous sous un maître équitable ?  
 Voilà le nœud fatal qu'il fallait délier.  
 Guéririez-vous nos maux en osant les nier ?

Tous les peuples, tremblant sous une main divine,  
Du mal que vous niez ont cherché l'origine.  
Si l'éternelle loi qui meut les éléments  
Fait tomber les rochers sous les efforts des vents,  
Si les chênes touffus par la foudre s'embrasent,  
Ils ne ressentent point les coups qui les écrasent :  
Mais je vis, mais je sens, mais mon cœur opprimé  
Demande des secours au Dieu qui l'a formé.  
Enfants du Tout-Puissant, mais nés dans la misère,  
Nous étendons les mains vers notre commun père.  
Le vase, on le sait bien, ne dit point au potier :  
« Pourquoi suis-je si vil, si faible et si grossier ? »  
Il n'a point la parole, il n'a point la pensée ;  
Cette urne en se formant qui tombe fracassée,  
De la main du potier ne reçut point un cœur  
Qui désirât les biens et sentît son malheur.  
Ce malheur, dites-vous, est le bien d'un autre être.  
De mon corps tout sanglant mille insectes vont naître ;  
Quand la mort met le comble aux maux que j'ai soufferts,  
Le beau soulagement d'être mangé des vers !  
Tristes calculateurs des misères humaines,  
Ne me consolez point, vous aigrissez mes peines ;  
Et je ne vois en vous que l'effort impuissant  
D'un fier infortuné qui feint d'être content.  
Je ne suis du grand *tout* qu'une faible partie :  
Oui ; mais les animaux condamnés à la vie,  
Tous les êtres sentants, nés sous la même loi,  
Vivent dans la douleur, et meurent comme moi.  
Le vautour acharné sur sa timide proie  
De ses membres sanglants se repaît avec joie ;  
Tout semble bien pour lui : mais bientôt à son tour  
Un aigle au bec tranchant dévora le vautour ;  
L'homme d'un plomb mortel atteint cette aigle altière :  
Et l'homme aux champs de Mars couché sur la poussière,  
Sanglant, percé de coups, sur un tas de mourants,  
Sert d'aliment affreux aux oiseaux dévorants.  
Ainsi du monde entier tous les membres gémissent :  
Nés tous pour les tourments, l'un par l'autre ils périssent :  
Et vous composerez dans ce chaos fatal  
Des malheurs de chaque être un bonheur général !  
Quel bonheur ! Ô mortel et faible et misérable.  
Vous criez « Tout est bien » d'une voix lamentable,  
L'univers vous dément, et votre propre cœur  
Cent fois de votre esprit a réfuté l'erreur.  
Éléments, animaux, humains, tout est en guerre.  
Il le faut avouer, le *mal* est sur la terre :  
Son principe secret ne nous est point connu.

De l'auteur de tout bien le mal est-il venu ?  
 Est-ce le noir Typhon, le barbare Arimane,  
 Dont la loi tyrannique à souffrir nous condamne ?  
 Mon esprit n'admet point ces monstres odieux  
 Dont le monde en tremblant fit autrefois des dieux.  
 Mais comment concevoir un Dieu, la bonté même,  
 Qui prodigua ses biens à ses enfants qu'il aime,  
 Et qui versa sur eux les maux à pleines mains ?  
 Quel oeil peut pénétrer dans ses profonds desseins ?  
 De l'Être tout parfait le mal ne pouvait naître ;  
 Il ne vient point d'autrui, puisque Dieu seul est maître :  
 Il existe pourtant. O tristes vérités !  
 O mélange étonnant de contrariétés !  
 Un Dieu vint consoler notre race affligée ;  
 Il visita la terre, et ne l'a point changée !  
 Un sophiste arrogant nous dit qu'il ne l'a pu ;  
 « Il le pouvait, dit l'autre, et ne l'a point voulu :  
 Il le voudra, sans doute » ; et, tandis qu'on raisonne,  
 Des foudres souterrains engloutissent Lisbonne,  
 Et de trente cités dispersent les débris,  
 Des bords sanglants du Tage à la mer de Cadix.  
 Ou l'homme est né coupable, et Dieu punit sa race,  
 Ou ce maître absolu de l'être et de l'espace,  
 Sans courroux, sans pitié, tranquille, indifférent,  
 De ses premiers décrets suit l'éternel torrent ;  
 Ou la matière informe, à son maître rebelle,  
 Porte en soi des défauts *nécessaires* comme elle ;  
 Ou bien Dieu nous éprouve, et ce séjour mortel  
 N'est qu'un passage étroit vers un monde éternel.  
 Nous essayons ici des douleurs passagères :  
 Le trépas est un bien qui finit nos misères.  
 Mais quand nous sortirons de ce passage affreux,  
 Qui de nous prétendra mériter d'être heureux ?  
 Quelque parti qu'on prenne, on doit frémir, sans doute.  
 Il n'est rien qu'on connaisse, et rien qu'on ne redoute.  
 La nature est muette, on l'interroge en vain ;  
 On a besoin d'un Dieu qui parle au genre humain.  
 Il n'appartient qu'à lui d'expliquer son ouvrage,  
 De consoler le faible, et d'éclairer le sage.  
 L'homme, au doute, à l'erreur, abandonné sans lui,  
 Cherche en vain des roseaux qui lui servent d'appui.  
 Leibnitz ne m'apprend point par quels nœuds invisibles,  
 Dans le mieux ordonné des univers possibles,  
 Un désordre éternel, un chaos de malheurs,  
 Mêlé à nos vains plaisirs de réelles douleurs,  
 Ni pourquoi l'innocent, ainsi que le coupable,  
 Subit également ce mal inévitable.

Je ne conçois pas plus comment tout serait bien :  
Je suis comme un docteur ; hélas ! je ne sais rien.

Platon dit qu'autrefois l'homme avait eu des ailes,  
Un corps impénétrable aux atteintes mortelles ;  
La douleur, le trépas, n'approchaient point de lui.  
De cet état brillant qu'il diffère aujourd'hui !  
Il rampe, il souffre, il meurt ; tout ce qui naît expire ;  
De la destruction la nature est l'empire.

Un faible composé de nerfs et d'ossements  
Ne peut être insensible au choc des éléments ;  
Ce mélange de sang, de liqueurs, et de poudre,  
Puisqu'il fut assemblé, fut fait pour se dissoudre ;  
Et le sentiment prompt de ces nerfs délicats  
Fut soumis aux douleurs, ministres du trépas :  
C'est là ce que m'apprend la voix de la nature.  
J'abandonne Platon, je rejette Épicure.

Bayle en sait plus qu'eux tous ; je vais le consulter :  
La balance à la main, Bayle enseigne à douter,  
Assez sage, assez grand pour être sans système,  
Il les a tous détruits, et se combat lui-même :  
Semblable à cet aveugle en butte aux Philistins,  
Qui tomba sous les murs abattus par ses mains.

Que peut donc de l'esprit la plus vaste étendue ?  
Rien : le livre du sort se ferme à notre vue.  
L'homme, étranger à soi, de l'homme est ignoré.  
Que suis-je, où suis-je, où vais-je, et d'où suis-je tiré ?

Atomes tourmentés sur cet amas de boue,  
Que la mort engloutit, et dont le sort se joue,  
Mais atomes pensants, atomes dont les yeux,  
Guidés par la pensée, ont mesuré les cieux ;  
Au sein de l'infini nous élançons notre être,  
Sans pouvoir un moment nous voir et nous connaître.  
Ce monde, ce théâtre et d'orgueil et d'erreur,  
Est plein d'infortunés qui parlent de bonheur.  
Tout se plaint, tout gémit en cherchant le bien-être :  
Nul ne voudrait mourir, nul ne voudrait renaître.  
Quelquefois, dans nos jours consacrés aux douleurs,  
Par la main du plaisir nous essuyons nos pleurs ;  
Mais le plaisir s'envole, et passe comme une ombre ;  
Nos chagrins, nos regrets, nos pertes, sont sans nombre.  
Le passé n'est pour nous qu'un triste souvenir ;  
Le présent est affreux, s'il n'est point d'avenir,  
Si la nuit du tombeau détruit l'être qui pense.  
*Un jour tout sera bien*, voilà notre espérance ;  
*Tout est bien aujourd'hui*, voilà l'illusion.

Les sages me trompaient, et Dieu seul a raison.  
Humble dans mes soupirs, soumis dans ma souffrance,

Je ne m'élève point contre la Providence.  
Sur un ton moins lugubre on me vit autrefois  
Chanter des doux plaisirs les séduisantes lois :  
D'autres temps, d'autres mœurs instruit par la vieillesse,  
Des humains égarés partageant la faiblesse,  
Dans une épaisse nuit cherchant à m'éclairer,  
Je ne sais que souffrir, et non pas murmurer.

Un calife autrefois, à son heure dernière,  
Au Dieu qu'il adorait dit pour toute prière :  
« Je t'apporte, ô seul roi, seul être illimité,  
Tout ce que tu n'as pas dans ton immensité,  
Les défauts, les regrets, les maux, et l'ignorance.  
Mais il pouvait encore ajouter *l'espérance*

